

Das Prinzip Rekonstruktion

Institut für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich und Architekturmuseum der TU München, Zürich, 24. und 25. Januar 2008

von Roman Hillmann

Rekonstruktion, durchaus kein «Tabuthema», da kontinuierlich heiß diskutiert, kam auf dieser Tagung in allen Kontroversen zur Sprache.¹ Zwar schien es, dass ein Konsens pro Rekonstruktion etabliert werden sollte. Aber die Diskussion brach sich ihre Wege und die Aspekte, die die zahlreichen Referenten zusammentrugen, ermöglichten schließlich eine Standortbestimmung des Themas. Der Besuch in Zürich trug Früchte, hoch über der Stadt in der Semperaula der Eidgenössischen Technischen Hochschule und kulinarisch in recht komfortablem Rahmen.

Winfried Nerdinger eröffnete als einer der beiden Organisatoren die Vortragsfolge. Er ließ einen sachlichen und unvoreingenommenen Standpunkt erwarten, da er sich mit der präzisen und Werte erkennenden Analyse der umstrittenen Nachkriegsarchitektur schon um 1990 einen Namen gemacht hatte, wie er auch in seinem Buch über Walter Gropius einen historisch objektivierenden Standpunkt einnahm.² Gegenüber diesen kühl-sachlichen Studien überraschte seine viel deutlicher emotionale Beteiligung, als er die Glaubwürdigkeit möglicher skeptischer Positionen zu Rekonstruktionen von vorneherein in Zweifel zog: Er sprach von der «betonierten Ablehnung der Rekonstruktion» und der damit parallel laufenden «Fetischisierung historischer Substanz» und führte aus, man habe Generationen von Studenten die Skepsis «... so eingebläut, dass sie ihre eigene Dogmatik nicht reflektieren» könnten. Lehren denn Universitäten die Reproduktion nur einer Meinung? Nerdingers Aufzählung von Beispielen illustrierte zugleich eingängig die Allgegenwart der Rekonstruktionen von Details bis zu ganzen Häusern und Ensembles; bedeutendste Baudenkmale, die man als Quellen gerne zitiert, an vorderster Stelle. Tatsächlich entlarvte Nerdinger mit dieser Menge gut ausgewählter Beispiele den Duktus der Diskussion, der immer vom bevorstehenden Sündenfall spricht. Nun wurde aber schon so häufig vom Apfel genascht, dass Rekonstruktion zu einer möglichen Option geworden ist. Ihre Vielfalt und Allge-

genwart verwies jedoch unvermeidlich auf das, was die Ursache der heißen Diskussionen ist: Nerdingers Beispiele zeigten schließlich Umdeutungen von Geschichte. Geschichte sollte vergessen gemacht, beeinflusst, ja kompensiert werden, wie bei dem Viertel um die Place Royale im Herzen von Quebec, dessen englische Bebauung in den 1950er Jahren beseitigt wurde, um französische Architekturen zur Unterstützung der nun angestrebten französischen Identität des Ortes zu errichten.

Durch diesen Anfang waren die folgenden Vorträge insofern belastet, als Diskussion nicht angeregt worden war, sondern aufgrund der Polemik nur wieder die alten Schaltkreise funktionierten: Es schieden sich «Befürworter» der Rekonstruktion, die keine Zweifel kennen, und «Gegner», die ständig das Widersprechen üben. Dennoch verstand Uta Hassler mit ihrem Vortrag unaufgeregter nachdenkliche Positionen einfließen zu lassen und als zweite Organisatorin der Tagung eine klärende Gewichtung zu geben. Statt also in Gegner und Befürworter zu scheiden, versuchte sie eine Differenzierung der Positionen, indem sie das Konfliktpotential als Anlass der Tagung benannte: Sie unterstrich die Notwendigkeit, die unterschiedliche Terminologie von Gegnern und Befürwortern als einen Anlass für das fehlende Verstehen zu begreifen. So würden die Gegner mit dem Vokabular der Avantgarden argumentieren, wie «Sakrileg» oder «Verfälschung». Dagegen, meinte sie, sei eine «Debatte über Qualitäten, über Verluste von Wissen und Können» notwendig. Sie formulierte damit die These der Veranstalter, die Gegenwart sei so vieler, früher verbreiteter handwerklicher Fähigkeiten verlustig gegangen, dass Rekonstruktion ein Bereich sei, diese zu pflegen, zu praktizieren und zu zeigen. Rekonstruktion also als «Wiederanknüpfung an die letzten guten Überlieferungen» im Sinne von Paul Schultze-Naumburgs Traditionalismus?³ Sah man von diesem zunächst nur knapp formulierten Strang der Tagung ab, differenzierte Hassler hinsichtlich des bereits historischen Diskurses, zu dem auch die «Charta von Venedig» gehören müsse.

Mit dieser Diskursgeschichte müsse man heute kritisch als Historiker umgehen und sie zu deuten wissen. Man war aufgefordert, diese Geschichte zu reflektieren und sich vor ihrem Hintergrund zu positionieren.

Klar benannte Positionierungen ließ die Einleitung von Michael Petzet durchaus nicht vermissen: «Wo Spuren der Geschichte beseitigt wurden, da ist Rekonstruktion fehl am Platz», definierte er zunächst markant. Dann jedoch führte er aus, die Rekonstruktion des Goldenen Saales im Augsburger Rathaus habe er vorbereitet, indem er dem damaligen Bayerischen Ministerpräsidenten versicherte: «Das ist überhaupt kein Problem, Herr Ministerpräsident, wir machen das». Rekonstruktion könne immer dann als gerechtfertigt gelten, wenn die Qualität stimme: «Das muss dann perfekt sein», lautete seine Definition. Zu eventuellen Bedenken führe er an: «Die Rekonstruktionen wie die Münchner Residenz haben sich, das müssen die Gegner einräumen, auf lange Sicht bewährt.» Dieser Punkt des praktischen Erfolges von Rekonstruktionen wurde hier erstmals angesprochen und prompt mit einer Rückfragent quittiert. Petzet präziserte: «Es hat sich bewährt, wenn es wie selbstverständlich im Leben einer Stadt steht und wenn es irgendwann wieder in der Denkmalliste landet.» Petzets Unbefangenheit im Formulieren wies im Kontext auf die Dimension der Praxis hin: Rekonstruktionen stehen fest in unserer Stadt- und Architekturgeschichte und werden bald als eben das verlorene Denkmal empfunden, auch wenn sie es gar nicht sind. Man könnte aber auch anders formulieren: Ist erst einmal eine Rekonstruktion da, so wird auch der Verlust vergessen werden. Die erneuerte Geschichte steht nun für die Geschichte an sich. Ist das nun eine Fälschung, oder handelt es sich nicht vielmehr um einen gewöhnlichen Prozess, Vergangenes durch Interpretation und Deutung zur Geschichte werden zu lassen? Aneignung von Geschichte im Sinne des Formulierens vor einem Zeithintergrund und einem Zeitinteresse?

Maßgenau passte an dieser Stelle Andreas Tönnemanns nun folgender Vortrag, der am Anfang einer ganzen Folge von Beiträgen stand, die das historische Phänomen Rekonstruktion verdeutlichten: Rekonstruktion, die in der Renaissance – gar nicht existierte. In der Geschichte stellte man Vergangenheitsbezüge in Form eines schöpferischen Umgangs mit dem Vorgefundenen her. Die Renaissance sei eine «Übersetzungsleistung» der Fremdsprache Antike für die Sprache der Gegen-



Abb.1: Bad Muskau, Neues Schloss 1525-1866, seit Zerstörung 1945 Ruine, Zustand am 16. Februar 2008 vor Fertigstellung der Rekonstruktion, Foto: Roman Hillmann.

wart gewesen. Das Colosseum etwa wurde von da Sangallo «interpretiert, verbessert, abgewandelt.» Piranesi «Il Campo Marzo» sah aus wie eine Rekonstruktionszeichnung, war aber als Projekt einer Vision der goldenen Vergangenheit der Stadt gedacht. Auch sprachlich wurde klar, dass das 1:1 «Wieder-Holen» in der Geschichte niemandem erstrebenswert schien, denn der Begriff «reconstructio» fehlt sowohl im klassischen wie auch im humanistischen Latein.

Tönnemanns Geschichtsrückblick formulierte diplomatisch ein Statement: Warum rekonstruieren, wo das Jetzt doch in jedem Rekonstruktionsversuch steckt? «Da Sangallo, Du kannst es eigentlich besser!», formulierte er als bildhaften Ausruf zu dieser Erkenntnis. Denn die nun folgenden Referate zu verschiedenen Epochen verdeutlichten, wie sehr Rekonstruktion mit dem Anspruch der wirklichen, wissenschaftlichen wie wortgenauen Rekonstruktion ein Phänomen des 20. Jahrhunderts ist. Die Antike und das Mittelalter kannten keine Rekonstruktionen. Als ein frappierendes Beispiel der Antike beschrieb Alexander Demandt die bewusste Versagung des Wiederaufbaus nach den Perserkriegen. Die Zerstörung wurde hier selber zum Zeugnis- und Denkmalwert. Ab 447 vor Christus habe man jedoch

wiederaufgebaut, wobei man deutlich größer und schöner werden wollte, jedoch im erkennbaren Anklang an das vor der Zerstörung Bestehende. Ebenso strebte die «*similitudo ad exemplum*» des Mittelalters nur einen Effekt der Wiedererkennbarkeit an, führte Dorothee Heintelmann aus. So hatte man im Magdeburger Dom, wo man als ein überaus fortschrittliches Element einen der ersten Chorumgänge im Deutschen Raum schuf, die antiken Säulen des Vorgängerbaus aus Ravenna übernommen. Beide Schichten waren so ablesbar: die Neuanlage und die Geschichtlichkeit des Bauwerks. Im Sinne von Uta Hasslers Beitrag festigte sich die Erkenntnis zum Aspekt der Historisierung: Das Phänomen Rekonstruktion erhielt erst im 20. Jahrhundert eine ganz eigene Ausformulierung.

An dieser Stelle griff der Berliner Philosoph Günter Abel klärend mit seinem Vortrag «Rekonstruktion als Prinzip» in die Diskussion ein. Die Mathematik, so Abel, kann Wissen konstruieren, die Philosophie aber rekonstruiert vorhandenes Wissen. Dies kann man auf die Geschichtswissenschaften und Geisteswissenschaften ausdehnen, die vorhandene Phänomene und Auffassungen versuchen, logisch und kausal zu ordnen, mithin die Wirklichkeit in ihren Zusammenhängen zu rekonstruieren. Diese Feststellung passte in die Tagung: Jede Rekonstruktionsleistung bleibe naturgemäß Fragment, ein Versuch, die interpretierte Realität abzubilden. So kann auch die Rekonstruktion in Architektur und Städtebau nicht das eigentliche Ziel, die «homophone Rekonstruktion», wie Abel es nannte, erreichen: den 100%igen Gleichklang mit dem Verlorenen. Jede Rekonstruktion sei auf eine Rekonstruktionshypothese gegründet. Rekonstruktionsarbeit sei «Übersetzungsarbeit» und Rekonstruktionsgeschichte wäre bisher immer eine Interpretations- und Ausdeutungsgeschichte gewesen. Auch er glaubte, dass eine gelungene Rekonstruktion eine sei, die «passt».

Es fehlte nun noch an einer Deutung dessen, was durch Rekonstruktion ausgedrückt wird. Jürgen Putsche etwa redete noch schlicht von «Rekonstruktionen, die kriegsbedingt erforderlich wurden». Dass Rekonstruktion jedoch nicht automatisch «erforderlich» werden kann, sondern eine Entscheidung darstellt, die benennbare Motive voraussetzt, war inzwischen klar geworden und der Beitrag von Fernando Vegas von der Universidad Politecnica de Valencia füllte diese Lücke in gewünschter Genauigkeit. Als er begann, Projekte zu

charakterisieren, indem er etwa zusammenfasste «Die Wiederherstellung durch General Franco verfolgte das Ziel der Verherrlichung seiner Leistungen», begriff man die Brisanz. Der Referent führte dann auf seine scharfsinnige Einteilung der Arten von Rekonstruktion hin, die er mit den Motiven koppelte: Bei Zerstörungen von Kulturgut durch Naturkatastrophen gibt es keinen Schuldigen. Die Menschen, gemeinsam erschüttert, begreifen nun ihre gemeinsame Identität, und Rekonstruktionen in diesem Kontext verfolgten das Ziel, sie zu stärken. Bei mutwilligen Zerstörungen, etwa einem Anschlag, gäbe es einen Schuldigen und einen Bedrohten. Der Bedrohte oder die bedrohte Gruppe hätten das Interesse, die Zerstörung als Beweis der Nichtigkeit des Einflusses vom Gegner ungeschehen zu machen. Diese genaue Motivanalyse führte Vargas jedoch bei den folgenden Kategorien nicht durch, was nachzuholen wäre. Er ließ aber eindrücklich Rekonstruktion als gesellschaftliches Phänomen der jüngeren und jüngsten Vergangenheit präsent werden. Es zeigt sich, wie sehr handfeste Interessen in einem harten Wettbewerb die Entscheidungen zu Rekonstruktionen puschen: Konkurrenz zwischen Unternehmen, zwischen Politikern, zwischen Gemeinden und Ländern. Sie machen es für die am Wettbewerb Beteiligten wünschenswert, bestimmte Bauten als Legitimation oder Attraktivitätsvorteil plötzlich wieder präsent zu haben.

Ein Wort von Wilfried Lipp auf der Tagung traf diesen Punkt: Er erinnerte daran, dass ein Phänomen der Industrialisierung und so auch ein Ideal der Moderne die ständige Verfügbarkeit von Allem, überall, und in gleicher Qualität sei. Unter dieses Primat müssten sich dann auch die Baudenkmale fügen. Vor diesen brisanten Hintergründen, Ansprüchen und Machtkämpfen liegen Bedenken nur noch peripher. Die Machbarkeit steht für den erhofften Wettbewerbsvorteil im Vordergrund.

Erfrischend endeten die Vorträge mit dem Beitrag von Stefan Hertzog, der Dresden als den Nabel der Welt vorstellte. Die Stadt sei Mekka der Rekonstruktion, da man hier seit dem Abtreten Polens an Sachsen beim Wiener Kongress 1815 mit Verlustserfahrungen zu kämpfen hätte. Dass man inzwischen das Hin- und Hergeschiebe Polens in der Geschichte durchaus nicht mehr als unproblematisch sieht, schien ihm abzugehen, auch, dass die Verluste des Zweiten Weltkrieges gleichfalls anderenorts gelitten wurden. In Dresden, so seine Schlussfolgerung, sei alles besser, «noch besser als in



Abb.2: Berlin, Bauplatz auf der Spreeinsel, 1443-1853 phasenweise mit dem Berliner Stadtschloss bebaut und 1950 durch dessen Sprengung wieder frei geworden, von Heinz Graffunder und Team 1973-76 mit dem «Palast der Republik» bebaut, sein Abriss in einer Momentaufnahme vom 16. November 2007, Foto: Roman Hillmann.

Würzburg» werde dort rekonstruiert, kurz: In Dresden gibt es, so schien es anhand Herzigs Ausführungen, keine Skrupel, alles zu machen, was irgendwie möglich ist; sogar die nie ausgeführte Decke der Schlosskirche wurde nach *einem* (vielleicht gab es mehrere?) entdeckten Modell der Bauzeit erneuert. Hier formulierte sich, anders als bei den bisherigen Stimmen, ein Extrem der gänzlich unkritischen Rekonstruktionsbefürwortung.

Die folgende Podiumsdiskussion glich mit ihren zwanzigminütigen Beiträgen, teilweise mit dafür vorbereiteter Powerpointpräsentation, eher einem Minikongress, weshalb sie auch «Panel» hieß; an ihrem Ende aber ergänzten sich Werner Oechslin und Günter Abel: Abel versuchte eine Präzisierung des Ausdrucks, eine Rekonstruktion «passe», indem er meinte, sie sei dann «besser in der Geschichte verankert» und Oechslin ging von der grundlegenden These aus: «Hätten wir Geschichte, wir bräuchten keine Rekonstruktion». Ein besonderer Begriff von Geschichte scheint diesen Aussagen zugrunde zu liegen: Offenbar scheint es sich mit der Moderne, entweder der klassischen Moderne oder der Nachkriegsmoderne zu verknüpfen, wenn die Zeit danach nicht als Geschichte angesehen wird; Geschichte endete in diesem Bild mit der Moderne. Aber längst schreiben wir doch die Geschichte der Moderne.

Rekonstruktion mit angeblicher Geschichtslosigkeit der jüngeren Vergangenheit zu begründen strebt danach, eine Phase der Geschichte zu diskriminieren, ja sogar, sie auszulöschen. Daran verwundert, dass Oechslin «Geschichtsbewusstsein» fordert und anscheinend einen Teil der tatsächlichen Geschichte aktiv ausblenden möchte. Es ginge um eine Korrektur der angeblich in der Moderne fehlgelaufenen Geschichte. Hier stellt sich die Frage: Wenn man Geschichte modifizieren möchte, als sei sie falsch verlaufen, ist man nicht gerade dann respektlos ihr gegenüber? Vielleicht, wiederum, wollte Oechslin aber gerade dies sagen: Lebten wir unsere ganze Geschichte in allen Facetten, wir bräuchten keine Rekonstruktion einer idealisierten Phase.

Die Historisierung des Phänomens Rekonstruktion, von Uta Hassler und Winfried Nerdinger durch ihre Auswahl an Referenten vorbereitet, zeigt die Bedeutsamkeit im Gesamtkomplex der Geschichtlichkeit eines Landes und einer Gesellschaft. Es zeigt Rekonstruktion sogar als ein in seiner Komplexität wenig wahrgenommenes Mittel der Geschichtsschreibung. Das Besondere an der Rekonstruktion des 20. Jahrhunderts ist, dass sie beansprucht, ein Geschichtszeugnis wissenschaftlich wiederholen zu können. Diskutiert wird deshalb so scharf, da Architektur – und zwar von Fachleuten und

Laien – als Zeugnis verstanden wird. Die gegenwärtige Frage aber, wie wollen wir unsere Geschichte geschrieben sehen, und wollen wir sie schreiben, indem wir unsere Sicht der Vergangenheit in einer Rekonstruktion monumental manifestieren, diese Frage bleibt wichtig für die Gegenwart. Die Tagung schien anzunehmen, dass die historische Sicht auch den Konflikt der Gegenwart relativiert. Die spätere Diskussion jedoch brach diesen scheinbar existierenden Konsens. Plötzlich nämlich hörte man aus dem Publikum deutlich formulierte Gegenstimmen.

Denn die Tagung krankte an der personell nicht prononciert genug vertretenen Position der zeitgenössischen Skeptiker und diese brach dann in der kurzen, aber umso heftigeren Diskussion buchstäblich heraus. Nun wurde auch offenkundig, warum sie gefehlt hatte: Winfried Nerdinger und Uta Hassler hielten die kritischen Äußerungen der Diskussion, so musste man aus ihren Entgegnungen schließen, schlicht für ungenaue, unberechtigte Standpunkte. Dabei sah man bereits während der Tagung Architekten auf den Stühlen rutschen und murmeln: «Das sind alles keine Praktiker, die Architekten sind doch an den Details dran.» Und diese Stimmung schienen viele der Zuhörer zu teilen, wie der spontane Applaus zeigte, den ein kritischer Diskussionsbeitrag erhielt: Wie könne Petzet behaupten, das Berliner Schoss, das noch gar nicht rekonstruiert sei, habe sich bewährt? Wie könne jemand den Dresdner Neumarkt als ideales Beispiel darstellen, wo doch die erhaltenen Keller der im Krieg zerstörten Häuser einer Tiefgarage gewichen seien? Wieso hätte es eigentlich an der Gegenposition gefehlt?

Dieser Ausgleich muss weiter ausstehen, für eine Übersicht über die beiden Positionen und die Gründe der «Erbfeindschaft» zwischen ihnen lieferte die Tagung in Zürich ausreichend Material: Die Befürworter verweisen auf die Häufigkeit der Anwendung von Rekonstruktionen und stützten sich auf die Erfahrung, dass diese Beispiele gewollt wurden und sich insofern bewährt hätten, als sie in den Gebäudebestand und in die Gesellschaft integrierte architektonische Werke wurden. Die Gegner beobachten, dass jede Rekonstruktion sich auf Rekonstruktionshypothesen gründet und daher das Ziel einer Rekonstruktion von vorneherein hinfällig sei und vielmehr darauf führe, interpretierte Geschichte baulich zu manifestieren und damit als Tatsache zu behaupten. Die Position der Gegner geht tatsächlich von

einem Ideal der Ehrlichkeit mit der stattgefundenen Geschichte aus. Insofern kann man sagen, dass sie wie eine «Avantgarde» formulieren. Sie sehen sich zugleich in der Regel in ihrer Hoffnung enttäuscht, durch ihre Argumentation Gehör zu erhalten, da bisher wohl nur das Heidelberger Schloss als Beispiel einer durch Argumente verhinderten Rekonstruktion gelten kann. Denn gerade Rekonstruktion vermag sich gesellschaftlich durchzusetzen. Sie gewinnt gesellschaftliche Wettbewerbe um Entscheidungen, was gebaut wird. Die Befürworter, das wurde deutlich, kennen die Bedenken, entscheiden sich aber anders. Im Diskurs wischen sie die Gegenargumente jedoch häufig rhetorisch beiseite. Worte wie «dogmatisch» oder «Betonkopf» versinnbildlichen, die Gegenposition möge doch bitte einfach schweigen. Hier fehlt es an Mut zur Positionierung, wenn man sich begründet für eine Rekonstruktion entschieden hat, obgleich man die Bedenken kennt.

Die Tagung suggerierte zugleich zwei mögliche Haltungen zum Konflikt um die Rekonstruktion: Entweder die Historisierung des Phänomens und die Differenzierung der Motive führen schließlich zu einer Klärung und einem gesellschaftlichen Konsens. Oder aber Befürworterschaft und Gegnerschaft bleiben zwei unvereinbare Welten von Werten. Sie bleiben bei allen Bemühungen doch nebeneinander stehen und lassen sich nie vereinen, nie «aufeinander reduzieren», wie die Philosophie sagt. Da tendenziell eher Gefühle die Entscheidung zur Rekonstruktion leiten, während die Präferenz zeitgenössischer Lösungen, die Brüche thematisieren, eher eine verstandesmäßige Angelegenheit darstellt, könnte das Reduzieren sich als schwierig erweisen. Vielfalt bliebe.

Endnoten

- 1 Eine Rezension zur Tagung von Ursula Baus erschien bereits in: *Bauwelt*, 99. Jahrgang 2008, Heft 7, S. 2.
- 2 Vergleiche insbesondere den bis heute gültigen Artikel: Winfried Nerdinger, *Materialästhetik und Rasterbauweise. Zum Charakter der Architektur der 50er Jahre*, in: Werner Durth und Niels Gutshow, *Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre*, [=Band 41 der Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz], Bonn 1990, S. 38-49; sowie jüngst: Winfried Nerdinger und Inez Florschütz, *Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945-1960* (Ausstellungskatalog zur Ausstellung in München 2005), Salzburg und München 2005. Zu Gropius: Winfried Nerdinger, *Der Architekt Walter Gropius*, Berlin 1996. Zur Rekonstruktion von ihm bereits publiziert: Winfried Nerdinger, *Rekonstruktion. Ein Reizthema in historischer Perspektive*, in: *aviso* 1/2008, S. 179-121, Download unter: www.stmwfk.bayern.de/downloads/aviso/2008_1_aviso_rekonstruktion.pdf (Februar 2008).
- 3 Paul Schultze-Naumburg, *Kulturarbeiten*. Band 3: Dörfer und Kolonien, 2. Auflage, München 1908, S. 38.

Autor

Roman Hillmann, Architekturhistoriker, geb. 1970 in Hamburg, Studium der Klassischen Archäologie, Kunstgeschichte und Denkmalpflege in Berlin, Promotion 2007 über Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur der 1950er Jahre. Zurzeit Lehr- und Forschungsauftrag der Technischen Universität Berlin.

Rezeption: Tagung

Das Prinzip Rekonstruktion, Institut für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich und Architekturmuseum der TU München, Zürich, 24. und 25. Januar 2008, Rezensent: Roman Hillmann, in: *kunsttexte.de*, Nr. 1, 2008, (6 Seiten). www.kunsttexte.de.